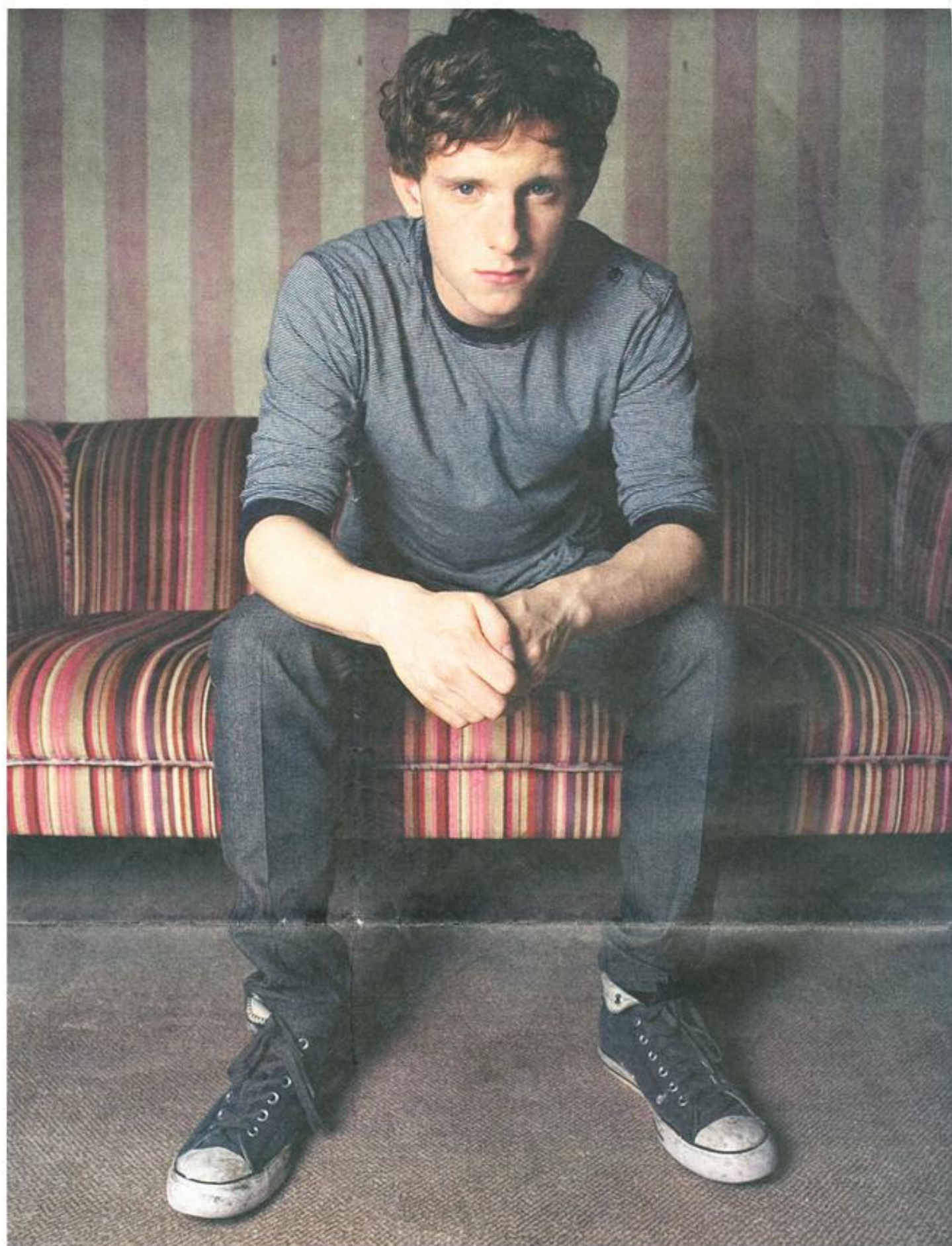


„Du brauchst Leute, die auf dich aufpassen“



„Freunde von mir haben Tischsets mit mir darauf“, erzählt Jamie Bell. Dabei will er schon lange von diesem Billy-Elliot-Image weg.

Foto: action press

„Billy Elliot“ ist erwachsen geworden. Ein neuer Film mit Jamie Bell zeigt den tanzenden Kinderstar als großen Schauspieler.

VON JULIA SCHAAP

Der Junge, der früher einmal Billy Elliot war, stolpert in die Hotellobby, als habe ihn jemand hereingeschubst. Sieben Jahre nachdem er aus dem Nichts zu Weltruhm kam, und plötzlich steht er da: ein blasser Bursche mit hängenden Schultern und krummem Rücken. Er ist noch immer klein. Aber wäre die Agentin nicht aufgesprungen, kein Mensch würde den Schauspieler Jamie Bell erkennen. Die Schnürsenkel seiner Chucks ziehen sich hinter ihm in die Länge wie Bremspuren. Die Unterhose ragt eine Handbreit über den Hosensbund hinaus. Die Haare hat offenkundig das Kopfkissen frisiert. Sein Gesicht ist ausdruckslos, die Augen kleben am Boden.

Bells Stimme ist überraschend tief: „Wir hatten eine ziemlich große Party, und von dort ging es abwärts“, sagt er. Pause. „Ziemlich.“ Pause. „Yeah.“ Pause. „Groß.“ Pause. „Großes Ding.“ Pause. „Es war ein großes Ding.“ Pause. „Hab' mich betrunken, das ist alles.“ Pause. „Es war gut. Wir hatten Spaß. Wir leben noch.“ Längere Pause. Dann sagt Jamie Bell: „Ich hatte gedacht, es sei ein interessantes Expe-

riement, Termine für einen Tag zu vereinbaren, an dem mir voraussichtlich zum Sterben zumute sein würde.“ Das klingt, als sehe er das mittlerweile anders. Es ist zwölf Uhr mittags, und Bell hat gerade mal eine Stunde geschlafen.

Am Vorabend sind mit „Hallam Foe – This is my story“ die Internationalen Filmfestspiele von Edinburgh eröffnet worden. Ein Heimspiel und offenkundig ein Rausch – der Film von Regisseur David Mackenzie, der diese Woche in die deutschen wie auch britischen Kinos kommt, spielt größtenteils über den Dächern der schotti-

schen Hauptstadt und feiert neben der bedrückenden Schönheit der Highlands den erbebenden Charme grau gemauerter Gotik, die immerzu neue Ausblicke eröffnet. Enthusiastische Kritiker preisen den Film als lang ersehnte Sternstunde des britischen Kinos. Andere halten ihn für pubertär und hoffnungslos überfrachtet. Der Soundtrack – darunter ein Stück von Franz Ferdinand – ist auf der Berlinale mit dem Silbernen Bären ausgezeichnet worden. Und Jamie Bell, der den Titelhelden Hallam als gestörten, aber seelenvollen Teenager verkörpert, der auf der Reise zum Erwachsenwerden sich selbst näher kommt, ist unstreitig beeindruckend.

Natürlich dreht sich jetzt vieles um die These, dass der 21 Jahre alte Bell mit diesem Film endgültig das Image des tanzenden Bergarbeiterknaben ablege und sich als erwachsener, ernstzunehmender Schauspieler etabliere. Das liegt nicht zuletzt an einem Thema, das den Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen besonders deutlich markiert: Sex. Als Billy Elliot, der gegen den Willen eines Machomilius seine Liebe zum Ballett entdeckt, war Jamie Bell ein asexuelles Geschöpf, das sowohl die Avancen seines schwulen Klassenkameraden als auch Doktorspiele mit einer Mittelstandsgöre zurückwies. In „Hallam Foe“ hingegen dreht sich alles irgendwie um Sex. Jamie Bell spielt einen jugendlichen Sonderling, der den Tod seiner Mutter nicht verkraftet hat und sich in sein Baumhaus zurückzieht, um anderen Leuten mit dem Fernglas nachzuspionieren, am liebsten beim Paarungsakt. Schließlich verführt oder vergewaltigt ihn – das bleibt unklar – seine Stiefmutter. Hallam flüchtet nach Edinburgh, verguckt sich dort in eine Blondine, die ihn an seine tote Mutter erinnert, beobachtet sie im Bett mit ihrem Chef und steht plötzlich selber splitterknack in der Dachwohnung der jungen Frau, um im Wechsel mit ihr Wörter für die eigenen Geschlechtsteile zu erfinden. Das klingt bizarr und ist bisweilen etwas krude. Aber zwischen Hallam und seiner Angebeteten entspinnt sich eine zauberhafte, zarte Romanze. Und deutlich sichtbar ist, dass aus dem storenbeinigen Jungen in Turnhose und Ballettschuhen ein attraktiver junger Mann geworden ist.

Jamie Bell spielt das alles etwas herab. Er will keinen Kaffee, trinkt lieber Wasser und spricht davon, dass es schauspielerisch reizvoll sei, in die Haut extremer Eigenbröder zu schlüpfen. Er sagt, er habe sich für die Rolle von Hallam entschieden, ohne je darüber nachzudenken, inwiefern Sex die Ballettjungen-Aura untergrabe. Früher oder später wäre dieses Sujet ohnehin aufgetaucht, und es gehöre sicherlich zu den Herausforderungen seines Berufs, die keineswegs einfach zu bewältigen seien. Abgesehen davon versuche er seit langem, das Billy-Elliot-Image loszuwerden. „Ich habe immer probiert, mich ganz bewusst in andere oder sogar gegensätzliche Richtungen zu entwickeln.“ Er klingt fast ein wenig trotzig: „Ehrlich gesagt, und wer mich immer noch mit diesem 14 Jahre alten Jungen in Verbindung bringt, das ist doch verrückt. Ich fühle mich schon seit sechs Jahren nicht mehr wie mit 14.“

In gewisser Weise hat Bell natürlich recht. Nachdem er unter 2000 Bewerbern als tanzender Hauptdarsteller ausgewählt worden war und die Sommerferien mit Dreharbeiten zugebracht hatte, kehrte er ganz normal an seine staatliche Durchschnittsschule zurück. Dann kamen der Ruhm und die Filmpreise. Regisseur Stephen Daldry nahm den Vierzehnjährigen zur Oscar-Verleihung nach Hollywood mit, Bell fand sich bei David Letterman wieder sowie auf Veranstaltungen mit Nicole Kidman, Julia Roberts und Russell Crowe. Noch bevor er seinen Schulabschluss machte, entschied er sich für eine Karriere beim Film, die er mit Unterstützung seiner alleinerziehenden Mutter von Anfang an klug gesteuert. Inzwischen hat Bell mit Thomas Vinterberg („Dear Wendy“, 2005), Peter Jackson („King Kong“, 2005) und Clint Eastwood („Flags of our Fathers“, 2006) gedreht. Seine Regisseure rühmen sein Talent, Feuilletonisten loben seine Spielstärke und Überzeugungskraft. Gelegentliche Interviews bescheinigen ihm Bodenständigkeit und Reife.

Nichtsdestotrotz wird der Name Jamie Bell selbst in Großbritannien noch automatisch mit Billy Elliot übersetzt. „Mir geht es wie mit alten Schulfotos, jedes Mal wenn ich Bilder aus dem Film sehe, denke ich: wie peinlich“, erzählt Jamie Bell. „Freunde von mir haben Tischsets mit mir darauf.“ Er schmunzelt. „Weiß auch nicht, warum ich die Freunde nenne.“

Vielleicht ist das alte Image auch deshalb so schwer abzuschütteln, weil die Parallele zwischen dem kleinen Tänzer und Bells eigenem Leben so offensichtlich ist. Beide stammen aus nordenglischen Kleinstädten und wuchsen in einfachen, familiär zerrütteten Verhältnissen auf – und dann kommt die Kunst; aus der Rolle des Außenseiters erwächst ein Ausweg. Jamie Bell hat seinen Vater nie kennengelernt. Seine Mutter besuchte die Familie mit ihrem bescheiden Einkommen als Arzthelferin durch, und im Schlepptau der großen Schwester bekam schon der Sechsjährige Tanzunterricht.

Nach dem Erfolg von „Billy Elliot“ zerbrach die Regenbogenpresse Bells Erzeuger an die Öffentlichkeit, der in die Mikrophone sagte, er habe nie von der Schwangerschaft seiner Exfreundin gewusst und fühle sich deshalb nicht als Vater des Kinderstars. Dann echaufferten sich die Medien über die enge Beziehung, die sich zwischen Jamie Bell und seinem Regisseur Stephen Daldry entwickelte, der – heute verheiratet mit Kind – lange in einer homosexuellen Partnerschaft gelebt hatte. Also endlich

eine Vaterfigur im Leben des britischen Lieblingstalents – aber musste es ausgerechnet diese sein?

Jamie Bell redet so abgeklärt über die Vergangenheit, dass vor allem deutlich wird: Das ist lange her. „Ich hatte keinerlei emotionales Verhältnis zu diesem Mann“, sagt er über seinen Vater, „insofern denke ich, er hat das eigentlich gut gemacht: zwei Sätze gesagt und die Presse dann weggeschickt.“ Daldry lobt er in höchsten Tönen, seine Klugheit, seinen Erfolg, seinen Rat, sein Geschick, gute Jobs an Land zu ziehen. Aber er hält nichts von dem Gerede über einen väterlichen Mentor. Freundschaft, nennt er das, ganz normal. „Ich bin mir sicher, dass er die Verantwortung empfunden hat, ein wenig auf mich aufzupassen, nachdem er mich ins Filmgeschäft hineinkatapultiert hatte“, sagt er. „Die wichtigste Lektion, die ich durch ihn gelernt habe ist, dass man auf seine Freunde achtgeben sollte. Hauptsache, du umgibst dich mit Leuten, die du liebst und denen du vertraust.“

Das ist Bell zufolge überhaupt das Geheimrezept, warum Kindersternen für gewöhnlich jämmerlich verglühen, während er selbst mit beachtlicher Sicherheit die Flugbahn hält. „Im Filmbusiness brauchst du Leute, die auf dich aufpassen.“ Nach der Schule, mit 16 Jahren, zog er nach London, in-

In „Billy Elliot“ lehnte er Doktorspiele ab. In „Hallam Foe“ kreist alles irgendwie um Sex.

zwischen wohnt er die Hälfte der Zeit in Manhattan. Dort spielt er Gitarre, nimmt Boxunterricht, der Fitness wegen, und grübelt, wie er seine tänzerische Seite wiederbeleben könnte, die er direkt im Anschluss an „Billy Elliot“ beendigt hatte. Aus kindlichem Widerwillen, wie er sagt. „Wenn man älter und klüger wird, stellt man fest, dass man eine Begabung nicht einfach wegwerfen darf. Ich finde Schauspieler langweilig, die einfach nur schauspielern. Schauspieler sollten unbedingt noch eine andere Technik beherrschen.“ Und immer wieder erwähnt er Freunde: jene, die New York für ihn reizvoll machen, jene, die er noch aus der Schulzeit kennt, jene, die er um ihre Meinung bittet, wenn er sich vor einer beruflichen Entscheidung drückt. Er sagt, er habe gelegentlich Angst, einen Fehler zu begehen, die Bodenhaftung zu verlieren und alles kaputtzumachen. „Aber das macht nichts, solange du dich mit Leuten umgibst, denen wirklich etwas an dir liegt. Dann darf's auch mal schieflaufen.“

Die Zeit ist um. Jamie Bell hat wie auf Autopilot geredet und sich nur selten widersprochen. Er hat sich nebenbei die Schuhe zugebunden, ein paar Eiswürfel zerknirscht, hin und wieder aufgesehen und sogar mal gelacht. Wie schon in „Billy Elliot“, wie jetzt in „Hallam Foe“ heißt sich sein ernstes, nachdenkliches Gesicht dann auf, als habe jemand den Schalter umgelegt. Ein fester Händedruck. Bevor Bell in Richtung Badezimmer davonschlurft, kündigt er an, er werde jetzt die Reste seines Frühstückes zurück an die Oberfläche befördern. Er klingt, als könne er es ernst meinen. Besonders erwachsen ist das nicht. Aber garantiert auch kein Kinderkram.

Traumtänzer

Jamie Bell, am 14. März 1986 in Billingham im englischen Nordosten geboren, hat seinen Vater nie kennengelernt. Er war sechs Jahre alt, als er nach dem Tanzunterricht seiner älteren Schwester behauptete: „Das kann ich auch.“ Seine Mutter kaufte ihm Steppschuhe, das Training begann. Schließlich wurde er mit 13 Jahren beim Casting unter 2000 Kindern für die Hauptrolle in dem Welterfolg „Billy Elliot“ ausgewählt. Er bekam den wichtigsten britischen Filmpreis als bester Schauspieler und schlug daraufhin eine erfolgreiche Filmkarriere ein – ohne je Schauspielunterricht gehabt zu haben. Als Bell mit 16 die Staatsschule beendete, zog er nach London, heute lebt er auch in New York. sha.



Billy Elliot Foto: picture alliance/dpa

riment, Termine für einen Tag zu vereinbaren, an dem mir voraussichtlich zum Sterben zumute sein würde.“ Das klingt, als sehe er das mittlerweile anders. Es ist zwölf Uhr mittags, und Bell hat gerade mal eine Stunde geschlafen.